

18]

Rittmeister Brand.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

18.

Die Stellung Sophiens im Hause Vernon war seit der Abreise ihrer Gönnerin ungemein schwierig geworden. Die Untergebenen legten offene Feindseligkeit an den Tag. Fräulein Julie veränderte den Ton. Kein Entgegenkommen mehr, nicht die geringste Freundlichkeit. Ja, sie trug nun einmal die Verantwortung für das strengste Aufrechterhalten der Disziplin im Geschäfte. Sie bedauerte sehr, daß Frau von Müller ein krankes Kind zu Hause hatte, schlug aber ihre Bitte, durch wenige Tage nur etwas später als sonst ins Atelier kommen zu dürfen, rund ab. Nicht sie hatte Gnaden auszuerteilen, dieses Vorrecht genoß einzig die Prinzipalin. Etwas anderes ist es, wenn Frau von Müller Urlaub nehmen will; den kann sie jede Stunde haben, selbstverständlich mit Verzicht auf ihre hohe, sehr hohe Besoldung.

Diетrich nannte das Vorgehen Fräulein Juliens ganz korrekt, als ihm Sophie, so gelassen es ihr möglich war, von ihrem Mißerfolg berichtete.

„Aber,“ meinte sie, „man kann noch etwas mehr als korrekt, man kann barmherzig, man kann sein — wie Sie. Was tun Sie für uns! Nie vermag ich Ihnen zu danken . . .“

Er blickte sie vorwurfsvoll an: „Danken! Sie werden doch mir nicht danken . . . Wenn Sie wüßten, wie mir vor aller Dankbarkeit graut . . .“

„Seitdem Sie aus Dankbarkeit den Major von Müller geheiratet haben,“ hätte er hinzusetzen müssen, wenn Sophie den Grund seines Abscheues gegen eine so schöne Tugend hätte erfahren wollen. Aber sie fragte nicht, und er schwieg.

Sehr bald darauf erfüllte sie ihm den sehnlichen Wunsch, den auszusprechen er nicht gewagt hatte: sie nahm Urlaub.

„Ich bringe alles wieder ein, was ich jetzt veräume,“ sagte sie, „ich werde doppelt fleißig sein, sobald Georg nur wieder hergestellt ist.“

An der Ueberzeugung, daß er genesen werde, hielten Brand und sie unerschütterlich fest, diese Hoffnung ließen sie sich nicht rauben.

Zwei Nächte hatte Sophie, aufrecht auf einem hölzernen Sessel sitzend, neben dem Bette des Kranken gewacht. Am nächsten Abend stand auf einmal ein großer, bequemer Fauteuil da. Peter Peters hatte ihn gebracht mit tausend dringenden Entschuldigungen seines Herrn, und an das Fußende von Georgs Lager gestellt. Und dann war Brand gekommen mit neuen und noch dringenderen Entschuldigungen.

„Lassen Sie das Ding nicht hinauswerfen, haben Sie die einzige Gnade; es ist ein Refonvaleszentenfauteuil, dulden Sie ihn hier eine Zeitlang wenigstens, dem Kinde zuliebe.“

Sie staunte, daß er so flehentlich bat. Er fürchtete, ihren Stolz zu verletzen, und sie hatte dem Wohltäter ihres Kindes gegenüber keinen mehr.

„Aber, Herr Rittmeister,“ sagte sie, „wie können Sie noch daran zweifeln, daß ich Ihr Geschenk freudig annehme? Ich nehme ja so viel von Ihnen an, das Opfer Ihrer Zeit, Ihres . . .“

Er unterbrach sie: „Opfer? — Sie betrüben mich. Wissen Sie denn nicht, daß, was Sie mein Opfer nennen, mein Glück ist? Vor kurzem noch war ich ein ganz armer Teufel, ein alter, vergrämter Mann, der nichts mehr vor sich sah als eine Reihe eintönig, einformig hinschleichender Jahre; jetzt bin ich reich . . .“ Er suchte ein allzu warmes Wort zu vermeiden: „Durch meine Teilnahme für Sie, und meine Liebe zu Ihren Kindern.“

Sophiens Augen hatten sich ein wenig verschleiert, aber sie sprach in munterem Tone: „Und zu Dietrich Peters.“

„Gott segne den Kleinen, die erste Aufrichtung verdanke ich ihm. Aber er hat ein robustes Elternpaar . . . es ist doch etwas anderes, etwas . . .“ Seine Stimme geriet in Gefahr umzukippen, alle moralischen Rippenstöße, die er sich zur Stärkung verleierte, blieben wirkungslos. Der Grimm, den er darüber empfand, spiegelte sich in seinem Gesichte wider und gab ihm ein so bärbeißiges Aussehen, daß Sophie, die

schon einen Schritt auf ihn zugemacht hatte, sich ganz erschrocken abwendete, und die Hand, die sie ihm hatte reichen wollen, lieblosend auf das Haupt ihres Kindes legte.

Als es Abend wurde, sprach sie nicht wie sonst: „Herr Rittmeister, Sie müssen heim.“ Sie saß in dem bequemen Lehnstuhl, ihre Füße ruhten auf einem Schemel, ihr Kopf sank in die Kissen zurück.

„Die Mutter schläft,“ flüsterte Georg, „lassen wir sie schlafen, und Du erzähl mir eine schöne Geschichte.“

„Eine schöne Geschichte. Ja, mein Junge, was für eine denn?“

„Etwas von Feen, das habe ich am liebsten.“ Das Kind richtete seine sieberglänzenden Augen voll Erwartung auf ihn.

Er besann sich. Der Kopf war ihm so seltsam wick. „Bon Feen, gut, von alten, uralten — ein Kind kann sich's nicht vorstellen, wie alt sie sind.“

„Aber, Du, Herr Rittmeister, kannst Dir's vorstellen, Du kannst alles, Herr Rittmeister,“ sprach Georg aus tiefster Ueberzeugung.

„Glaub doch das nicht, ich kann nur erzählen von uralten Feen,“ versetzte Brand in einschläferndem Tone. „Sie haben graue Kleider an, Schleppen und schweben hin und her. Denk Dir wie das Pendel an einer großen Uhr — ein langes, langweiliges Pendel, so schweben die grauen Feen hin und her.“

„Es kommen aber auch rote, und die tanzen.“

Richtig! Brand sah richtig rote Feen tanzen, wie Funken unter Bäumen mit klingenden Blättern, und im Hintergrunde zogen Landschaften vorbei von wunderbarer Schönheit, und ein Licht lag über ihnen, milder als Sonnen, anders als Mondlicht, ein Licht, wie es auf Erden keines gibt und von dem sich einen Begriff nur machen kann, wer es geschaut hat, denn schauen muß man's, nicht sehen . . . Er unterbrach sich. Was er da alles zusammenredete . . .

„Sag nur weiter,“ bat Georg, „ich weiß, was das heißt. — Ich sehe Dich und schaue die Feen.“

Diетrich war unglücklich; statt das Kind sanft einzulassen, regte er es zum Denken an. Voll Härlichkeit und Reue strich er ihm über den Scheitel: „Weißt Du was? Denk nicht, schlafe. Lieber Junge, wenn Du einschlafen könntest, das wäre so geschick und so gut!“

Georg seufzte tief auf, preßte die Wangen an das Kissen, schloß die Augen und regte sich nicht mehr. Sophie schlief sanft und fest. Es war so still, daß Dietrich das Ticken seiner Taschenuhr hörte, die er auf den Tisch gelegt hatte neben das Nachtlämpchen und die Arzneiflasche. Merkwürdig hell drang der leise, gleichmäßige Schall durch ein seltsames Brausen in seinem Kopf hindurch.

Seine Adern klopfen, eisige Schauer schüttelten ihn, und im Nacken fühlte er sich gepackt von einer Riesenkraft, die ihm den Kopf zusammenpreßte.

Teufel, Teufel, was soll das heißen? In der vorigen Nacht schon wollten ähnliche Sinnestäuschungen ihn narren; aber er hatte sich ihrer erwehrt, war aufgestanden wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich in die Berggasse gegangen.

Allerdings hatte der Doktor, den er dort traf, ihm auf die Schulter getippt und gesagt:

„Es gibt heute einen glühend heißen Tag, fahren Sie zeitig nach Hause, Herr Rittmeister, Sie haben Fieber.“

Fieber? In seinem ganzen Leben hatte Dietrich nie Fieber gehabt, außer damals nach seiner Verwundung. Fieber! Wenn man wissen will, ob jemand Fieber hat, greift man ihm an den Puls. Sich aber hinstellen vor ihn, ihm nur einen Blick zuwerfen und gleich wissen: Der fiebert — das kann man auch dann kaum, wenn man Seheraugen hat, wie dieser Doktor.

Diетrich stand leise auf — ihm war, als zöge er an jedem Fuße einen Zentner mit — und sah nach der Uhr. Bald zwei; die Stunde, zu der Pauline kommen sollte, um die Gebieterin am Krankenbette abzulösen. Als Brand zu seinem Plaze zurückkehrte, war Sophie eben erwacht.

„Um Gotteswillen, wieviel Uhr? . . . Das Medikament . . . Ich habe veräumt . . .“

„Nichts, nichts,“ beruhigte Brand. „Sehen Sie, da ist Pauline. Verlassen Sie sich nur auf uns zwei.“

Die erschöpfte Frau gab seinen und den Bitten ihrer Dienerin nach und ging in ihr Zimmer, um noch ein paar Stunden zu ruhen vor der Ankunft des Arztes.

Als dieser Schlag sechs eintrat, war sie wieder auf ihrem Posten. Sehr blaß, sehr müde, aber vollkommen angekleidet, anmutig — rührend anmutig! — in ihrer Vermllichkeit, und bereit, ihr Tagewerk tapfer anzutreten.

Der Arzt war heute zufrieden mit seinem Patienten, fand ihn frischer als seit langem. „Aber Ihnen,“ sagte er zu Brand, „Ihnen geht's elend. Sie müssen zu Bette. Nein, nein, in vollem Ernst. Kommen Sie mit, ich bringe Sie in meinem Wagen nach Hause.“

(Schluß folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Seldwylers Geschichte von Gottfried Keller.

(Schluß.)

15]

Nachdruck verboten.

Die kleine Versammlung wurde jetzt immer lauter und aufgeregter, angefeuert durch den stärkeren Wein, bis plötzlich der Geiger zum Ausbruch mahnte. „Wir haben es weit,“ rief er, „und Mitternacht ist vorüber! Auf, wir wollen dem Brautpaar das Geleit geben, und ich will vorausgehen, daß es eine Art hat!“ — Da die ratlosen Verlassenen nichts Besseres wußten und überhaupt ganz verwirrt waren, ließen sie abermals geschehen, daß man sie voranstellte und die übrigen zwei Paare einen Zug hinter ihnen formierten, welchen der Budlige beschloß mit seiner Bahgeige auf dem Rücken. Der Schwarze zog voran und spielte auf seiner Geige wie besessen den Berg hinunter, und die anderen lachten, sangen und sprangen hinterdrein. So strich der tolle, nächtliche Zug durch die stillen Felder und durch das Heimatdorf Salis und Brenchens, dessen Bewohner längst schliefen.

Als sie durch die stillen Gassen kamen und an ihren verlorenen Vaterhäusern vorüber, ergriff sie eine schmerzhaft wilde Laune, und sie tanzten mit den anderen um die Weite hinter dem Geiger her, küßten sich, lachten und weinten. Sie tanzten auch den Hügel hinauf, über welchen der Geiger sie anführte, wo die drei Reder lagen, und oben strich der schwärzliche Kerl die Geige noch einmal so wild, sprang und häupte wie ein Gespenst, und seine Gefährten blieben nicht zurück in der Ausgelassenheit, so daß es ein wahrer Bloßberg war auf der stillen Höhe; selbst der Budlige sprang leuchtend mit seiner Last herum, und keines schien mehr das andere zu sehen. Sali sagte Brenchen fester in den Arm und zwang es still zu stehen; denn er war zuerst zu sich gekommen. Er küßte es, damit es schweige, heftig auf den Mund, da es sich ganz vergessen hatte und laut sang. Es verstand ihn endlich, und sie standen still und lauschend, bis ihr tobendes Hochzeitsgeleite das Feld entlang gerast war und, ohne sie zu vermischen, am Ufer des Stromes hinauf sich verzog. Die Geige, das Gelächter der Mädchen und die Raucher der Purtschen tönten aber noch eine gute Zeit durch die Nacht, bis zuletzt alles verklang und still wurde.

„Diesen sind wir entflohen,“ sagte Sali, „aber wie entfliehen wir uns selbst? Wie meiden wir uns?“

Brenchen war nicht imstande zu antworten und lag hochaufatmend an seinem Halse. „Soll ich Dich nicht lieber ins Dorf zurückbringen und Leute weden, daß sie Dich aufnehmen? Morgen kannst Du ja dann Deines Weges ziehen, und gewiß wird es Dir wohl gehen, Du kommst überall fort.“

„Fortkommen, ohne Dich!“

„Du mußt mich vergessen!“

„Das werde ich nie! Könntest denn Du es tun?“

„Darauf kommt es nicht an, mein Herz!“ sagte Sali und streichelte ihm die heißen Wangen, je nachdem es sie leidenschaftlich an seiner Brust herumwarf, „es handelt sich jetzt nur um Dich; Du bist noch so ganz jung, und es kann Dir noch auf allen Wegen gut gehen.“

„Und Dir nicht auch, Du alter Mann?“

„Komm!“ sagte Sali und zog es fort. Aber sie gingen nur einige Schritte und standen dann wieder still, um sich bequemer zu umschlingen und zu Herzen. Die Stille der Welt sang und musizierte ihnen durch die Seelen, man hörte nur den Fluß unten sacht und lieblich rauschen im langsamen Fließen.

„Wie schön ist es da ringsherum! Hörst Du nicht etwas tönen, wie ein schöner Gesang oder ein Gelächter?“

„Es ist das Wasser, das rauscht! Sonst ist alles still.“

„Nein, es ist noch etwas anderes, hier, dort hinaus, überall tönt es!“

„Ich glaube, wir hören unser eigenes Blut in unseren Ohren rauschen.“

Sie horchten ein Weilschen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes vertauschten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen. Plötzlich fiel Brenchen etwas ein;

es suchte in seinem Brustgewand und sagte: „Ich habe Dir noch ein Andenken gekauft, das ich Dir geben wollte.“ — Und es gab ihm den einfachen Ring und steckte ihm denselben selbst an den Finger. Sali nahm sein Ringlein auch hervor und steckte ihn an Brenchens Hand, indem er sagte: „So haben wir die gleichen Gedanken gehabt.“ — Brenchen hielt seine Hand in das bleiche Silberlicht und betrachtete den Ring. „Ei, wie ein feiner Ring!“ sagte es lachend; „nun sind wir aber doch verlobt und versprochen, Du bist mein Mann und ich Deine Frau, wir wollen es einmal einen Augenblick lang denken, nur bis jener Nebelstreif am Mond vorüber ist, oder bis wir zwölf gezählt haben. Küsse mich zwölfmal!“

Sali liebte gewiß ebenso stark als Brenchen, aber die Heiratsfrage war in ihm doch nicht so leidenschaftlich lebendig als ein bestimmtes Entweder — Oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtsein, wie in Brenchen, welches nur das eine zu fühlen fähig war und mit leidenschaftlicher Entschiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin sah. Aber jetzt ging ihm endlich ein Licht auf, und das weibliche Gefühl des jungen Mädchens ward in ihm auf der Stelle zu einem wilden und heißen Verlangen, und eine glühende Klarheit erhellte ihm die Sinne. So heftig er Brenchen schon umarmt und liebte hatte, tat er es jetzt doch ganz anders und stürmischer und übersäte es mit Küssen. Brenchen fühlte trotz aller eigenen Leidenschaft auf der Stelle diesen Wechsel, und ein heftiges Zittern durchfuhr sein ganzes Wesen, aber ehe jener Nebelstreif am Monde vorüber war, war es auch davon ergriffen. In heftigem Schmeicheln und Ringen begegneten sich ihre ringgeschmückten Hände und saßten sich fest, wie von selbst eine Trauung vollziehend, ohne den Befehl eines Willens. Salis Herz klopfte bald wie mit Hämmern, bald stand es still, er atmete schwer und sagte leise: „Es gibt eines für uns, Brenchen, wir halten Hochzeit zu dieser Stunde und gehen dann aus der Welt — dort ist das tiefe Wasser — dort scheidet uns niemand mehr, und wir sind zusammen gewesen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich sein.“ — Brenchen sagte sogleich: „Sali — was Du da sagst, habe ich schon lange bei mir gedacht und ausgemacht, nämlich daß wir sterben könnten und dann alles vorbei wäre — so schwöre mir es, daß Du es mit mir tun willst!“

„Es ist schon so gut wie getan, es nimmt Dich niemand mehr aus meiner Hand als der Tod!“ rief Sali außer sich. Brenchen aber atmete hoch auf, Tränen der Freude entströmten seinen Augen; es raffte sich auf und sprang leicht wie ein Vogel über das Feld gegen den Fluß hinunter. Sali eilte ihm nach; denn er glaubte, es wollte ihm entfliehen, und Brenchen glaubte, er wolle es zurückhalten, so sprangen sie einander nach, und Brenchen lachte wie ein Kind, welches sich nicht will fangen lassen. „Neut es Dich schon?“ rief eines zum anderen, als sie am Flusse angekommen waren und sich ergriffen. „Nein, es freut mich immer mehr!“ erwiderte ein jedes. Aller Sorgen ledig, gingen sie am Ufer hinunter und überhoben die eisernen Wasser, so hästig suchten sie eine Stätte, um sich niederzulassen; denn ihre Leidenschaft sah jetzt nur den Rauch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag, und der ganze Wert und Inhalt des übrigen Lebens drängte sich in diesem zusammen; was danach kam, Tod und Untergang war ihnen ein Rauch, ein Nichts, und sie dachten weniger daran, als ein Leichtsinziger denkt, wie er den anderen Tag leben will, wenn er seine Habe verzehrt.

„Meine Blumen gehen mir voraus,“ rief Brenchen, „sieh, sie sind ganz dahin und verwelt!“ — Es nahm sie von der Brust, warf sie ins Wasser und sang laut dazu: „Doch süßer als ein Mandelern ist meine Liebe zu Dir!“

„Halt!“ rief Sali, „hier ist Dein Brautbett.“

Sie waren an einen Fährweg gekommen, der vom Dorfe her an den Fluß führte, und hier war eine Landungsstelle, wo ein großes Schiff, mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unberührt die starken Seile loszubinden, Brenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: „Was willst Du tun? Wollen wir den Bauern ihr Heuschiff stehen zu guter Letzt?“ — „Das soll die Aussteuer sein, die sie uns geben, eine schwimmende Bettstelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt. Sie werden überdies ihr Eigentum unten wiederfinden, wo es ja doch hin soll, und werden nicht wissen, was damit geschehen ist. Sieh, schon schwankt es und will hinaus.“

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Wasser. Sali hob Brenchen mit seinen Armen hoch empor und schritt durch das Wasser gegen das Schiff; aber es liebte ihn so heftig, ungebärdig und zappelte wie ein Fisch, daß er im ziehenden Wasser keinen Stand halten konnte. Es strebte, Gesicht und Hände ins Wasser zu tauchen und rief: „Ich will auch das kühle Wasser versuchen. Weißt Du noch, wie kalt und nach unsere Hände waren, als wir sie uns zum erstenmal gaben? Fische fingen wir damals, jetzt werden wir selber Fische sein und zwei schöne, große.“ — „Sei ruhig, Du lieber Teufel!“ sagte Sali, der Mühe hatte, zwischen dem tobenden Liebchen und den Wellen sich aufrecht zu halten, „es zieht mich sonst fort.“ Er hob seine Last in das Schiff und schwang sich nach; er hob sie auf die hochgebeultete, weiche und duftende Ladung und schwang sich auch hinauf, und als sie oben saßen, trieb das Schiff allmählich in die Mitte des Stromes hinaus und schwamm dann, sich langsam drehend, zu Tal.

Der Fluß zog bald durch hohe, dunkle Wälder, die ihn überschatteten, bald durch offenes Land; bald an stillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier geriet er in eine Stille, daß er einem ruhigen See gleich und das Schiff beinahe still hielt, dort strömte er

um Wälder und ließ die schlafenden Ufer hinter sich; und als die Morgenröte aufstieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Türmen aus dem silbergrauen Strome. Der untergehende Mond, rot wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf, und auf dieser Bahn das Schiff langsam überqueren gefahren. Als es sich der Stadt näherte, glitt im Froste des Herbstmorgens zwei bleiche Gestalten, die sich fest umschlungen, von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluten.

Herbstfäden.

Von E. Schenking.

Eine lieblichere Erscheinung als das Segeln der blendend weißen Fäden in der ruhigen, sonnigen Herbstluft gibt es wohl kaum. Ist es doch, als fühle Mutter Natur das Ende ihrer schaffenden Tätigkeit herannahen und als raffe sie darum noch einmal alle Kraft zusammen, um die goldig-sonnigen Herbsttage mit zauberhaften Gebilden und poetischer Schönheit auszumähen. Darum ist es natürlich, wenn des Dichters Phantasie sich ihrer bemächtigt und Bilder des Lebens und der Liebe daran knüpft, oder wenn die fälschliche Einbildungskraft des Volkes sich daran versuchte oder wenn endlich der Forscher allen Scharfsinn aufwandte, Grund und Wesen dieser herbstilligen Erscheinung kennen zu lernen. Denn so bekannt diese auch sein mag, so dauerte es doch lange, ihre wahre Natur zu enträtheln. Und mit welcher Gründlichkeit dies geschah, beweist die Tatsache, daß Cuvier in seiner Bibliotheca zoologica nicht weniger als 34 teils selbständige Schriften, teils Abhandlungen in Zeitschriften und dergl. anführen kann, deren älteste aus dem Jahre 1678 datiert, in denen der fliegende Sommer abgehandelt worden ist.

Viel Kopfzerbrechen um Herkunft und Entstehung wie um die Bedeutung des fliegenden Sommers hat sich das Volk zwar nicht gemacht, wenn schon es seine Phantasie wie sein Urteil auch in Anspruch genommen hat. Der alte Volksglaube brachte den fliegenden Sommer in Verbindung mit den Göttern und nach Einführung des Christentums in eine solche mit Gott und Maria, was aus den verschiedenen Bezeichnungen leicht zu ersehen ist. In Frankreich hat man den Namen als *la Vierge* (Garn, Fäden der Jungfrau), in Italien *filamenta della Madonna* (Madonnenfaser), in England *gossamer* (Gottesfahle), im südlichen Deutschland *Mariengarn*, *Mariensfäden* und *Frauenommer* genannt. Die Bezeichnungen *Mattfäden* oder *Gallusommer*, die sich auf die Zeit des Erscheinens beziehen, beziehen sich wenigstens noch auf zwei Heilige, wovon einer die schwedische Bezeichnung *Dvärsnät* (Zwergnest) schon mehr einen abergläubischen und die norddeutsche, *Altweibersommer*, gar einen satirischen Beigeschmack hat. Mit der Namensgebung glaubte das Volk die Erscheinung abgetan zu haben und überließ das weitere den Gelehrten. Und selbst wenn genug waren die Hypothesen, die im Laufe der Zeiten von wissenschaftlicher Seite über Wesen und Entstehung der Herbstfäden aufgestellt wurden. So sah man sie als „eine Reize aus getrocknetem Tau gesponnen“ an, man meinte, daß sie „aus derselben Substanz bestehen mögen wie die großen weißen Wolken, die zur Sommerzeit erscheinen“. Der Wahrheit näher kommen schon einige französische Naturforscher, welche vermuteten, daß die Fäden aus der baumwollartigen Masse beständen, in welche die Eier verschiedener Insekten eingeschickt sind.

Heute weiß man, daß die Erzeuger des fliegenden Sommers winzige Spinnen sind, die diese Fäden in die Luft schießen und auf ihnen durch die Gefilde des Aethers segeln. Spinnenfäden sind also, die als „fliegender Sommer“ an schönen Herbsttagen in der Luft schwimmen, als zarte Flaggen an allem Gezweig wehen, oder auch den Wanderer auf der Landstraße, den Spaziergänger auf Wiesen und Auen umstriden und nicht selten nötigen, sein Gesicht abzureiben, wovon die klebrige Beschaffenheit der Fäden einen eigenartigen Nizel erzeugt. Von der Menge der Fäden gewinnt man eine Vorstellung, wenn man bei tiefem Sonnenstand über ein Stoppelfeld der Sonne entgegenstreitet. Nicht nur zwischen den einzelnen Stoppeln sind die Fäden ausgespannt und erglänzen im Sonnenschein, auch Steine und Erdklumpen sind untereinander mit solchen verbunden, so daß jede Vertiefung überdeckt erscheint, was namentlich dann einen herrlichen Anblick gewährt, wenn an den Fäden blizende Tautropfen hängen, in denen die Strahlen der Morgen Sonne ihr feuriges Spiel treiben.

Wenn also über den Ursprung der Herbstfäden kein Zweifel mehr besteht, da mikroskopische und chemische Untersuchungen sie als Spinnstoff der Spinnen kennen gelehrt haben, so könnte man doch darüber verschiedener Meinung sein, wie die einzelnen Fäden zu so großen langgezogenen Fäden zusammengeballt und in die Luft erhoben werden, aus der sie schließlich langsam niederfallen. In der Tat berührt diese Frage den eigentlichen Kern der ganzen Erscheinung und es sind darüber die Ansichten der Beobachter und Forscher weit auseinander gegangen.

Einerseits wurde angenommen, daß die im September und Oktober herrschend werdenden stärkeren Winde an allen Ecken und Enden die Spinnenfäden zusammenfegen, aneinanderkleben, inäuelartig ballen, von ihrem letzten Anheftungspunkte losreißen und einführen. Baldemar, einer der Hauptkritiker über Spinnen, glaubte, daß die Kleinheit und blendende Weiße der Fäden dadurch entstanden sei, daß sie wie

das Timen auf dem Bleichplatz vom Tau der kühlen Nächte ertrocknet und von Luft und Sonne wieder getrocknet und gebleicht werden. So glaublich dies für den ersten Augenblick auch erscheinen mag, bleibt doch zu bedenken, daß die fliegenden Fäden und Flocken zunächst nicht durch die Herbstwinde aufgehoben werden können, da man erfahrungsgemäß den Altweibersommer nur nach einem oder einigen kühlen, sonnigen Herbsttagen und zwar erst in den Nachmittagsstunden fliegen sieht, wogegen an trübigen, nebligen Tagen oder bei windigem Wetter nichts davon zu spüren ist. Und was die Taubleiche anlangt, so bleibt wieder die Frage offen, wo sie vor sich gehen soll? In der Luft würden sich die durchnähten Fäden nicht schwimmend halten können, vielmehr würden sie sinken und am Boden, der dann auch feucht ist, so festhaften, daß sie nicht, wenigstens nicht in ihrer blendenden Reine, losgelöst werden könnten.

Mit dieser Erklärung war's also nichts; man verlangte nach einer anderen, treffenderen, und diese gab Maclell. Er berief sich auf die außerordentliche, fast unwägbar leichte der Fäden und Flocken, deren Aufschwimmen durch die während der wärmsten Stunden des Tages senkrecht aufsteigende warme und daher verdünnte Luftströmung bewirkt werde, wogegen der in den kühlen Abendstunden eintretende und niederfallende kühlerer Luftstrom sie wieder allmählich abwärts führe. Das ließ sich schon hören und war auch ganz dem Befehl der täglichen Luftbewegung angepaßt. Allein — so wandte man zweifelnd ein — sollte denn dieser laute Luftstrom imstande sein, so unmerkbar geringe Fläche darbietende Fäden, die so fest an allem haften, von ihrem Befestigungspunkte losreißen zu können?

Da also auch diese Hypothese nicht genügen wollte, so ging man endlich nach langen Kreuz- und Querzügen nach den Erzeugerinnen, zu den Spinnen, selbst zurück und suchte aus der Art und Weise, wie sie ihre Fäden zu produzieren pflegen, die Erscheinung zu ergründen. Dabei fand man, daß die Spinnen ihren Fäden nicht allein dadurch herstellen, daß sie die Spinnwarze an irgendeinen festen Punkt andrücken und sich dann von diesem entfernt den Fäden gewissermaßen aus sich herauskaspeln, sondern daß sie auch senkrecht von sich zu schießen und, wenn er von der Luft fortgetragen wird, daran hmaustrettern, um auf ihm fortzuliegen. Es gibt unter den Spinnen nämlich gewisse Gattungen, die nicht ein Fagnetz herrichten, sondern einzelne Fäden in die Luft schießen und darauf in der Luft umhersegeln, sobald die Adhäsion der Fäden mit dem bewegten Luftstrom stark genug ist, um sie tragen zu können. So fand der Naturforscher Charles Darwin einst 60 Seemeilen von jeglichem Lande entfernt, viele Tausende von kleinen rötlichen Spinnen, jede auf ihrem Faden segelnd, sich auf sein Schiff niederlassen.

Auf Grund dieser Beobachtung weiß man also, daß der fliegende Sommer von gewissen Spinnengattungen und -Arten, den sogenannten Kleinwebern, direkt in die Luft geschossen und vermindert seiner Leichtigkeit von ihr fortgetragen wird. Durch Verdünnung und Vereinigung der einzelnen Fäden während des Fluges vergrößern sich dieselben zu den bekannten langen Strähnen und hauchdünnen Flocken, wie sich ja die feinen Dunstbläschen durch mechanische Verschmelzung auch erst während des Falles zu Regentropfen bilden.

Aber, könnte man wieder fragen, was veranlaßt denn die Spinnen, ihre Fäden so massenhaft in die Luft zu schießen? Auch darüber sind verschiedene Meinungen laut geworden. So sagte man, daß die jene Fäden erzeugenden Spinnen auf diesen dem kleinen Insektenheer nachzögen, das an schönen Tagen die höheren Luftschichten zu bevölkern pflegt; indem der Faden durch einen Mückenstich streiche, diene er gewissermaßen als Leimrute, was durch die an den fallenden Geweben hängenden Insektenreste deutlich bewiesen werde. Man sagte die fragliche Erscheinung auch von idyllischer Seite aus und behauptete, daß die Luftschiffer

Liebhaber sind, die auf dem Mädchenommer reiten,
Der ständelt in der flatterhaften Sommerluft
Und doch nicht fällt.“ —

Man ließ auf solchen Lustreisen die Spinne ihre Hochzeit feiern! Andererseits nahm man auch an, daß die Spinnen im Gefühl des kommenden Winters sich durch Entledigung ihres nunmehr überflüssig gewordenen Spinnstoffes für die Kälte unempfindlicher und zur Liebertwinternung geschickter machen wollten. Die allein richtige Erklärung für die Veranlassung zur Entstehung des Altweibersommers gab unser größter deutscher Spinnenkenner A. Menge. Zuerst war es ihm darum zu tun, die Luftschifferinnen selbst zu ermitteln und er lernte als solche namentlich die kleinen grauen *Sad-* oder *Luchsspinnen*, auch einige *Strabbspinnenarten*, hauptsächlich aber die Gattung der eigentlichen *Weberspinnen* kennen, nämlich Arten, die während des Sommers an feuchten Orten, auf kumpfigen Wiesen, sowie an Teichen und Wassergräben sich aufhalten. Sie haben, nach Menge, die Gewohnheit, gegen den Herbst hin aufs Trockene zu wandern was sie eben mit Hilfe der in die Luft geschossenen Fäden tun und weshalb die Erscheinung als herbstillige Wanderung anzusehen sei.

So sind also jene schimmernden Fäden nichts anderes als Luftschiffe, auf denen die kleinen lächerlichen Aviatikerinnen nach anderen Orten segeln, wovon sie gegen die Unbilden des nahenden Winters besser geschützt sind.

Kleines feuilleton.

Der „Blitzvogel“. „Mit Blitzgeschwindigkeit“ ist ein Wort, das wir bisher ein bißchen leichtsinnig anwandten; aber es scheint, als ob die Zeit kommen sollte, wo wir uns feiner im alltäglichen Leben — und zwar alsdann mit vollem Rechte — bedienen werden. Der fabelhafte Rekordflug, den dieser Tage der Franzose Prévost auf dem Meeting in Reims ausführte, indem er 200 Kilometer in 59 Minuten 45 Sekunden zurücklegte, eröffnet den Ausblick in eine Epoche, für die der „eherne Widerstand von Raum und Zeit“ als überwundene „menschliche Schwäche“ gelten darf. Der Mensch, der noch vor einem Jahrzehnt die Vögel um ihren Flug beneiden mußte, hat in der künstlichen Nachahmung ihrer Naturgaben, unter gleichzeitiger Anwendung sinnvoller technischer Erfindungen, inzwischen ein Mittel gefunden, die höchsten Gebirge (Flug Widere über die Alpen) und selbst das Meer (Rekordfahrt von Garros über das Mitteländische Meer) zu überqueren. Diesen Triumpfen fügt er jetzt den der Schnelligkeit hinzu. Prévost bringt es vorläufig auf etwa 60 Meter in der Sekunde.

Es dürfte bei dieser Gelegenheit interessant sein, eine kurze Rückschau auf die Entwicklung der beiden modernsten Fortbewegungsmittel, des Automobils und der Flugmaschine anzustellen, insofern diese Erd- und Luftmaschinen sich als „Kilometerfresser“ betätigten. Die Automobilrekorde begannen bereits zu einer Zeit, als man vom Veroplan noch nichts wußte. Der Sportsmann Léon Volée war der erste, der im Auto die Strecke von 50 Kilometer pro Stunde zurücklegte. Sein Rekord fand im Jahre 1907 auf einer der bestgepflegten Meerestrafen Frankreichs, der Route von Cannes, statt und wurde als ein sportliches Ereignis gefeiert. Es folgten (1899) René de Knyff (Bandhardwagen) und Velghe (Wagen) mit 60 Kilometer, Jenagh (1900) mit 80, Gabriel und Mors (1903) mit 100 im Rennen Paris—Madrid. Im Jahre 1907 brigen es Nazzaro, Fiat, Duray und Dietrich auf die formidable Schnellzuggeschwindigkeit von 120 Kilometer. Damit endigen die Autorekord vorläufig, da es keine Straßen gibt, die eine höhere Geschwindigkeit ohne Gefahr ermöglichen — der Veroplan tritt in Wettbewerb. Weicht eröffnet im Jahre 1908 den Reigen, indem er in Avours 50 Kilometer pro Stunde zurücklegt. Ratham folgt im nächsten Jahre mit 70 (Modell „Antoinette“), Leblanc im Jahre 1910 mit 100 („Vierlot“) und der inzwischen verunglückte Kieuport mit 110 und 140 Kilometer (1911); mit letzterem Erfolge ist der Automobilrekord geschlossen. Eine neue Höchstziffer stellte in diesem Jahre Boug im Autodrom von Brooklands auf, als er 173 Kilometer bewältigt und damit die Leistung von Jules Védrines („Deperdussin“) um eine Kleinigkeit übertrifft. Am 28. September hatte es Prévost auf 180 Kilometer gebracht, um dann am Tage darauf den oben angeführten Rekord zu erreichen. Die Leistungen seiner Mitkonkurrenten, Emile Védrines (Bruder von Jules) mit 197, Gilbert mit 191 und des Belgiers Crombez mit 172 Kilometer verdienen gleichfalls rühmend hervorzuheben zu werden. Wie bei dem 6000-Meter-Höhenfluge Perreyons, hat man den jetzigen Schnelligkeitsrekord einem 14-Zylinder-Motor von 160 Pferdekraften zu verdanken.

Physiologisches.

Uebermüdung und Erschöpfung. Unter Uebermüdung versteht man gewöhnlich den Zustand, bei dem jemand die dringend ersehnte Ruhe oder den Schlaf nicht finden kann, nachdem er sich über großen körperlichen und geistigen Anstrengungen ausgefetzt hatte. Geh. Rat Schmidt in Halle gibt nun einige Unterscheidungsmerkmale zwischen Uebermüdung und Erschöpfung: Beide sind Folgen der Inanspruchnahme der Organe über ihre natürliche Leistungsfähigkeit hinaus. Während aber bei der Erschöpfung das Organ in der Ruhe keine krankhaften Störungen mehr aufweist, bleibt es bei der Uebermüdung noch reizbar, es verlangt gewissermaßen nach Reizen, dagegen wird es krank, wenn es zur Ruhe kommt. Ein erschöpftes Herz z. B. kommt wieder zur Erholung, sobald Bettruhe eingehalten wird. Dagegen gibt es wieder Herzkrankheiten mit Schwächezuständen, bei welchen es die Kranken umgekehrt im Bett nicht aushalten können, dagegen fühlen sie sich wohl, sobald sie aus dem Bett heraus sind. Hier wirkt der natürliche, durch die körperliche Bewegung ausgelöste Herzreiz wie eine Arznei auf das geschwächte Herz und stachelt es zu einer erhöhten Leistung an. So ist auch die Muskelunruhe zu erklären, die manche Leute empfinden, die nach längerer Ruhe große körperliche Leistungen unternehmen, z. B. Bergtouren. Sie können trotz größter Müdigkeit keinen Schlaf finden, weil die Muskeln hüpfen und die Glieder beständig halb unwillkürlich bewegt werden. Sie sehnen den Morgen herbei, um wieder aufstehen zu können. Am ausgesprochensten zeigen sich die Symptome der Uebermüdung am Gehirn, wie die alltägliche Erfahrung zeigt, daß nach langdauernder körperlicher oder geistiger Ueberanstrengung der Schlaf als die ersehnte Entspannung vor der Denkfähigkeit nicht kommen will. Frauen, die durch Mutterpflichten und durch starke Inanspruchnahme durch häusliche Tätigkeit sehr herabgekommen sind, bekommen die verordnete Einhaltung kurzer Bettruhe in der ersten Zeit eher schlecht als gut. Sie fürchten sich geradezu vor dem Alleinsein und behaupten, sich im Bette nur noch elender zu fühlen, als vorher in ihrer Beschäftigung. Sehr oft

hört man von den mit Arbeit und Geselligkeit überlasteten Menschen, wenn sie einmal durch irgendwelche Krankheit zur Ruhe und Erholung gezwungen werden, daß sie lange Zeit gebraucht haben, bis sie die Wohlthat des ihnen sonst unbekanntem Zustandes empfanden. Leute mit schwachen Nerven sind unter dem Einfluß außergewöhnlicher Verhältnisse manchmal zu übermäßigen Leistungen befähigt; das Ermüdungsgefühl, das den Normalen mit unwiderstehlicher Gewalt zum Schlafe zwingt, wird von ihnen von dem starken Reiz der psychischen Erregung verdrängt, sie halten sich unnatürlich lange wach und leistungsfähig. Brechen sie schließlich zusammen, so können ihre Organe die Ruhe nicht finden, die sie so nötig gebrauchen, sie verlangen nach Tätigkeit und geraten in einen Zustand krankhafter Reizbarkeit.

Archäologisches.

Antike Schnellwagen im Berliner Museum. Die Form der Wägel, die auf der Benutzung der Hebelkraft beruht und die noch heute bei uns, aber namentlich noch mehr in den südlichen Ländern im Gebrauch ist, wird nach ihrer Herkunft „römische Wägel“ genannt. Sie erspart den ganzen Gewichtsaufwand und ist besonders beim Marktverkehr in Anwendung, wo es auf peinlich genaue Feststellung des Gewichtes nicht ankommt. Das Altertum verwendete solche Wägel auch für sehr große Lasten. Zwei solcher antiker Schnellwagen, die besonders wegen ihrer vorzüglichen Erhaltung wertvoll sind, gelangten in den Besitz des Berliner Alten Museums und werden von Dr. Robert Zahn in den Antiken Berichten aus den königlichen Kunstsammlungen eingehend geschildert. Die Hauptmerkwürdigkeit der ersten Wägel beruht in der auf dem breiten Teile des Balkens eingeschlagenen, auf beide Seiten verteilten Inschrift, nach der die Wägel unter dem vierten Konsulate des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus und unter dem zweiten seines Mitregenten Lucius Aurelius Verus im Jahre 161 auf dem Kapitol geeicht worden ist. Die Normalgewichte werden nämlich hier aufbewahrt. Wägel mit solchen Inschriften sind überaus selten. Die Gewichte solcher Wägel haben mannigfaltige Formen; neben solchen in Kugel-, Oliven- und Eichelgestalt treten figürliche, die Göttern, anderen mythologischen Wesen und Kaisern darstellen und zum Teil schöne Werke antiker Kleinplastik sind. Während die erste im Tiber gefundene Wägel keines solcher Gewichte aufweist, hängt an der zweiten, die aus Pergamon stammt, als Gewicht die Figur eines unbärtigen Mannes, der auf einem Stuhle ohne Lehne sitzt, in der rechten Hand eine Kugel hält und die linke auf den an den Stuhl gelehnten ovalen gebuckelten Schild stützt. Um den Kopf trägt er ein durch senkrechte Kerben gegliedertes Diadem; der Oberkörper ist nackt; um die Weine ist ein Gewand geschlagen, und es wird so die Tracht eines Heros oder Gottes angedeutet. Die Figur stellt offenbar einen Kaiser dar, und zwar werden wir in dem Urbild dieses Gewichtes keinen anderen als Konstantin zu sehen haben.

Physikalisches.

Die Geburt eines Atoms. Die Forschungen, die von der Entdeckung des Radiums und der Strahlungserscheinungen überhaupt ausgegangen sind, haben die alten Grundlagen der Naturwissenschaft bis ins Tiefste erschütteret. Der Aufbau der stofflichen Welt aus Atomen, von denen jedes Element ein besonderes besitzen sollte, galt seit 100 Jahren als das unentbehrliche Fundament der gesamten Naturauffassung. Obgleich niemand ein Atom gesehen hatte, noch jemals zu sehen hoffen durfte, wurde mit den Atomen der einzelnen Elemente wie mit einer unzweifelhaften Größe gerechnet. Jetzt ist die ganze Lehre von der Unveränderlichkeit der Elemente ins Wanken geraten, und auch der Begriff des Atoms muß auf die alte, verhältnismäßig einfache Erklärung verzichten. Die neuen Theorien vereinigen Kraft und Stoff in einer Weise, wie man es noch vor kurzem nicht anzudeuten gewagt hätte. Eins der merkwürdigsten Experimente, die auf diesem Gebiet in letzter Zeit ausgeführt worden sind, ist das von den Professoren Collie und Patterson. Es zeigte die Gegenwart des seltenen Elements Neon in Wasserstoff, nachdem dieser bei niedriger Temperatur von einer elektrischen Entladung durchschlagen worden war. Die beiden Physiker haben sich selbst mit allen Mitteln gegen die Annahme gewehrt, daß dabei das Neon aus dem Wasserstoff erzeugt, also ein neues Atom gleichsam geboren worden wäre, aber alle Einwände, die sie sich selbst gegen diese revolutionäre Vermutung gemacht haben, sind bisher durch die weiteren Untersuchungen entkräftet worden. So haben sie angenommen, daß das Neon vielleicht von den Wänden der Glasröhre oder von den Elektroden infolge der Erhitzung ausgeschieden werden könnte, aber die Prüfung hat die Unmöglichkeit dieser Annahme erwiesen. Ebenjowenig konnte das Gas durch ein Led in der Kamme oder einem anderen Teil des Apparats in die Röhre gelangt sein. Das Glas selbst ist weder für Neon noch für Helium durchdringlich und der bei den Experimenten benutzte Wasserstoff hat ursprünglich ganz gewiß kein Neon enthalten. Noch jetzt wollen die Forscher die Frage, wo die Atome dieses Gases hergekommen sein könnten, nicht mit einiger Sicherheit beantworten, aber vorläufig gibt es überhaupt keine andere Erklärung dafür als die tatsächliche Geburt eines Atoms.